

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 17.

Posen, den 20. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(15 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Rina sagte nichts weiter, und auch Justus richtete keine Frage an sie. Sie aßen so wortfarg zu Nacht, daß Lex die Führung des Gespräches an sich reißen konnte, und er hatte auch gerade heute ungemein viel zu erzählen. Denn es war ein Tag gedrängt voll Ereignisse gewesen. Daß der Taubenschlag ein neues Dach bekommen hatte, daß die närrische Zulei dem Herrn Lehrer Hopfenblatt ein Kind, das es gar nicht gab, hatte in die Schule bringen wollen und dann auf dem Hof gewesen war, war schon Geschehnis genug. Schließlich war man zum Ueberfluß heute noch draufgekommen, daß die Mädchen abends im Pfarrerteich zu baden pflegten. Weil es aber dort so viele Blutegel gab, so mußten sie beständig herumhüpfen und Lärm machen, damit sich keines der Viecher an ihre Beine ansetze, und nun planten die Schwarzfüße einen Spaß, sie wußten nur noch nicht welchen.

Als Lex zu Bett gegangen war, trat Justus an das offene Fenster und schaute in die Nacht hinaus.

„Es ist so warm und schön draußen,“ sagte er, „möchtest du nicht mit mir ein bißchen vors Haus gehen?“

Rina sah ihn verwundert an, in der verliebten Frühlingszeit ihrer Ehe hatten sie solche Abendspaziergänge unternommen, dann, als Justus dem Kartenteufel in die Klauen geraten war, hatte die holde Gepflogenheit ihr Ende gehabt, und auch nach seiner Rückkehr hatte er ihrer bisher nicht gedacht. Es war ganz sonderbar, daß sich Justus gerade heute wieder dieser einstigen Dinge erinnerte, wo Rina immerfort darüber hatte nachsinnen müssen, wieviel sich an ihm doch gegen früher geändert habe.

Sie nahm ein Tuch aus dem Schrank, und dann gingen sie miteinander durch den Hof und den Garten und bei der hinteren Jauntür hinaus den Berghang hinan bis zu den drei Linden auf der Höhe, die eine uralte Kapelle umstanden. Und ganz wie früher ließ sich Justus auf die Bank zwischen den Bäumen nieder und wartete, bis sich Rina neben ihn setzen würde. Die Luft war lind, und es wehte ein Duft von den Feldern herüber, als hätte die Sonne tagsüber das Harz aus der Rinde gekocht, und das atmete sich nun in der Nachtkühle aus.

Nachdem sie eine Weile jedes in sich hineingehorcht hatten, fragte Rina leise: „Warum wohl die arme Zulei heute vor dir solche Angst gehabt haben mag, als wärest du ein Fremder?“

„Ja,“ erwiderte Justus nachdenklich, „Gott mag wissen, was in so einem verwirrten Hirn vorgeht. Sie mag mich wohl nach so vielen Jahren nicht mehr wiedererkannt haben.“

Lautlos huschte eine Fledermaus über sie hinweg wie ein Flocken Nachtschwarze, der von einem unfühlbaren

Wind der Dunkelheit entrissen wird und wieder in die Dunkelheit verflattert.

Nun sprachen sie längere Zeit nichts, bis Rina abermals begann:

„Auf dieser Bank ist der Vater zum letztenmal vor seinem Tod mit mir gefessen. Er ist recht traurig gewesen, denn er hat gewußt, daß er sterben muß.“

„So ist er wohl schon damals krank gewesen?“

„Krank ist er nicht gewesen, aber er hat es doch gewußt, daß nun der Tod nicht mehr lang auf sich warten lassen wird.“

Es war Rina aufgefallen, daß Justus bisher noch niemals den näheren Umständen von seines Vaters Tod nachgefragt hatte, aber dann hatte sie gedacht, daß es ihm wohl vielleicht peinlich sein möge, von Dingen zu sprechen, die mit dem Vater zusammenhingen und nicht rühmlich für ihn zu nennen waren. Jetzt aber fühlte sie, daß er wortlos diese lang erwartete Frage tat, und sie fuhr darum fort: „Ja, das ist eine seltsame Geschichte. Du weißt doch, wie der Vater war und daß es zwischen Himmel und Erde nichts gegeben hat, vor dem er Angst gehabt hätte. Damals habe ich ihn aber doch verzaht gesehen, und das war deshalb, weil er gemeint hat, daß der Mensch kein frevelhaftes Spiel mit dem Tod treiben soll.“

Das konnte sich der Justus nun gar nicht vorstellen, daß sein Vater ein frevelhaftes Spiel mit dem Tod hatte treiben können.

„Es ist nur aus großer Liebe geschehen,“ sagte Rina, „anders kann ich mir's gar nicht erklären. Du hast doch seinen besten Freund auch aut gekannt . . .?“

„Den Christian . . .?“ saate Justus zögernd.

„Nein, den Bartl Wiesner, den hat er von Jugend auf gern gehabt, sie sind im gleichen Alter gestanden, und wie ihm der Bartl gestorben ist, da ist mit ihm für den Vater ein Stück von seinem eigenen Leben dahin gewesen. Bevor aber der Bartl den letzten Atemzug getan hat, ist ihm vom Vater das Versprechen abgenommen worden, daß er zurückkommen und ihm erzählen wird, wie es im Jenseits ausschaut, denn sie sind oft beisammen gefessen und haben jeder so seine Meinung darüber gesagt, was wohl hinter dem Grab auf den Menschen warten mag. Nun war also der Bartl tot, und der Vater hat immer und immer denken müssen, ob er ihm wohl das Wort halten wird. Und so sieht der Vater auch einmal in der Dämmerung am Fenster und schaut zum Friedhof hinüber, da ist ihm, als ob jemand über die Mauer klettert. Wirklich, da läßt sich einer an der Mauer herunter und kommt geradenwegs auf das Haus zu und bleibt vor dem Fenster stehen und das ist niemand anderes als der Bartl im langen Totenhemd, die weißen Strümpfe an den Füßen, die Kappe auf dem Kopf, genau so, wie ihn der Vater zum letztenmal im Satz gesehen hat. „Bist doch kommen?“ fragte der Vater. „Ja,“ sagt der Bartl, „weil ich's versprochen hab'. Es ist drüben nicht so, wie ich gemeint hab', und nicht so, wie du gemeint hast. Aber das soll niemand tun, was wir getan haben, denn ich hab' darum mehr ausstehen müssen, als ich dir beschreiben kann. Und wenn du nicht mein lieber Freund gewesen wärest, so müßt ich dich jetzt in lauter Stücke zerreißen!“ So hat der Bartl gesagt, und nun hat der Vater noch eine Frage

tun wollen, aber da war der Bartl schon wieder fort, und der Vater hat nur den Schatten noch über die Kirchhofsmauer kriechen sehen.“

„Das hätt' ich dem Vater niemals zugetraut, so was,“ sagte Justus ganz beklommen.

„Er hat gemeint, er hätt' den Bartl leidhaftig gesehen, aber es könnt' auch ein Traum gewesen sein, sagt er, weil er hernach am Fenster wie aus einem Schlaf aufgewacht ist. Und er hat nur bedauert, daß er die Frage nicht hat tun können, auf die es ihm soniel angekommen ist.“

„Was mag das wohl für eine Frage gewesen sein?“

„Ja — ich glaub', dieser Frage wegen hat der Vater überhaupt dem Bartl das Wort abgenommen. Wenn die nicht gewesen wär', so hätt' er dem Freund wohl seine Ruhe gegönnt.“

„Hat er dir nichts darüber gesagt?“

„Er hat nichts gesagt, aber es ist wohl nicht vorbeigeraten, wenn ich mein', er hat den Bartl fragen wollen, ob er dich drüben gesehen hat oder ob du noch am Leben bist.“

„Meinetwegen also?“ murmelte Justus.

„Und jetzt, wo er den Bartl gesehen hat, war der Vater nicht davon abzubringen, daß er ihm bald nachfolgen muß. Er hat angespannt und ist hergefahren zu uns, zur Sabine und zu mir und zur Anna in die Stadt und zu seiner Schwester, die in Tglau verheiratet ist, Abschied zu nehmen. Drei Tage nach seiner Heimkehr war er tot. Der Schlag hat ihn getroffen.“

„Und von mir . . .“ fragte Justus stoßend, „von mir hat er nichts gesagt?“

„Gerade auf dieser Bank hier. Ich soll dich grüßen, wenn du wiederkommst.“

„Glaubst du, er hat mir verziehen?“

„Das wird er wohl damit gemeint haben.“

Sundgeklöfz schwoll im Dorf an, es mochte wohl irgendetwas Fremder durch den Ort gehen. Oder war es vielleicht der seltsame Schein, der sich über den Himmel auszubreiten heaunt, und der die Wälder beunruhigte?

„So bin ich mit dem Vater im reinen,“ sagte Justus, nachdem er lange in den immer heller werdenden Schimmer über den Bergen im Norden gestarrt hatte. „Aber nun möcht' ich auch gern mit dir ins reine kommen, Rina,“ fügte er hinzu, indem er die Hand der Frau erfaßte.

Da war es nun wirklich, was Rina die ganze Zeit über gefürchtet hatte. Sie hatte darum von Justus' Vater zu erzählen begonnen, um ihn von dem abzulenken, was sie herankommen fühlte; aber nun war Justus mit einem Sprung mitten darin and hielt sie bei der Hand, als wolle er verhindern, daß sie ihm entweiche.

„Was sollte zwischen uns ins reine zu bringen sein?“ fragte sie, sich mühsam zu Unbefangenheit zwingend.

„Das möchte ich wissen, Rina, was zwischen uns steht. Jetzt bin ich mehr als ein Jahr daheim, und du bist mir fremder als zuvor. Ich verstehe es ja, daß eine Frau, wenn ihr Mann so lange fort war, sich wieder loszusagen an ihn gewöhnen muß, aber es ist mir, als ob du dich mir immer mehr entfernst, je länger ich daheim bin.“

Rinas Atem ging kurz und stoßweise, sie versuchte ihre Finger aus Justus' Hand zu lösen. „Ich verstehe dich nicht!“ leuchtete sie.

„Bist du nicht meine Frau? Warum bist du es so lange schon nicht mehr ganz? Hast du Angst vor mir?“

Ach, wie gräßlich, nach alldem befragt zu werden, was man vor sich selbst am liebsten geheimgehalten hätte. Es war gänzlich unmöglich, auch nur eine Silbe zu erwidern, und man mußte es noch als ein wahres Glück nehmen, daß Justus von diesen Dingen nicht bei Tage zu sprechen begonnen hatte, sondern jetzt in der Nacht die einem doch einiaen Schuk aewährte.

Justus aber schien sich's in den Kopf gesetzt zu haben, jetzt einmal Rinas Verschlossenheit und Abwehr zu durchdringen. Seine Stimme klang hell und wie ein stäh-

lernes Werkzeug, das auf Stein stößt. „Ich will mich einmal ganz offen mit dir auseinandersetzen, Rina, wozu sollen wir mit unseren Gedanken hinterm Berge halten, da wir uns doch die Nächsten sind, Mann und Frau?“

Seinem scharfen Blick konnte nicht entgehen, daß Rina zusammenschauerte, als habe sie trotz der lindenden Wärme, die sie umgab, ein kalter Luftstrom gestreift. Aber es schien wirklich, als gebe es nichts, was Justus davon hätte abbringen können, die einmal begonnene Aussprache zu Ende zu führen.

„Daß du, wie ich heimgekommen bin, zuerst zurückhaltend gegen mich warst, das zu begreifen, wird mir nicht schwer, weshalb, hab' ich schon gesagt. Ich hab' dir ja Zeit gelassen, dich wieder an mich zu gewöhnen. Und dann bist du ja auch wirklich so lieb und zärtlich gegen mich geworden, wie ich es mir nicht schöner in meinen sehnsüchtigsten Gedanken an die Heimat und an dich hab' vorstellen können.“

Rina wandte den Kopf ab, denn es kam ihr vor, als sei die Nacht zu hell, um all das zu verdecken, was jetzt wohl auf ihrem Gesicht zu lesen war. Wie schrecklich, es geschehen lassen zu müssen, daß einem die Seele so schonungslos Stück für Stück entblößt wurde.

„Du mußt doch selbst gefühlt haben,“ sagte Justus, und seine Stimme hatte gar nicht den hellen Metallklang mehr, sondern war weich und schmieglam wie ein dunkler Samt, „du mußt gefühlt haben, wie glücklich mich das gemacht hat. Aber um so unbegreiflicher wird mir die Wandlung, die in der letzten Zeit wieder mit dir vorgegangen ist. Warum entziehst du dich mir? Warum bist du so kalt, als seien alle Flammen in dir ausgelöscht? Würdest ich nicht, wie lodernd sie brennen können, so würde ich glauben, ich habe alle deine Zärtlichkeiten nur geträumt.“

Rina erwog immer ernstlicher, ob es nicht am besten wäre, aufzuspringen und davonzulaufen. Sie hatte alle Lust dazu, aber sie gestand sich zugleich, daß es ihr schwerlich gelingen werde, denn Justus' Stimme hatte etwas so Werbendes und Bannendes, daß alle ihre Glieder wie von einem süßen, lähmenden Gift erfüllt waren.

„Ja,“ setzte Justus die qualvoll-berückende Seelenmarter fort, und der Klang seiner Worte wurde traurig, „ich möchte wissen, aus welchem Grund du mich verschmäht; ist da etwas an mir, das dich abstößt?“

Jetzt erschraf Rina nicht wenig und konnte nicht anders, als ihm ihr Gesicht wieder zuzuwenden. Die Nacht war von seltsamer Helligkeit. Er vermochte wohl ganz deutlich wahrzunehmen, daß sie mit einem leisen Kopfschütteln verneinte. Nein, das konnte man von ihr nicht verlangen, ihn glauben zu machen, daß er ihr widerwärtig sei. Sie liebte ihn ja, sie liebte ihn, sie wußte ja nicht, ob sie ihn lieben und ob sie es ihm sagen dürfe. Wie hätte sie ihm gestehen sollen, daß sie sich selber kaum verstand, wie so ganz anders und um wie vieles heißer seine Küsse brannten, als jene, die sie in Erinnerung hatte, und wie seine Liebkosungen ihr Blut mit ganz anderer Erregung entzündeten, als sie je zuvor ihrem Wesen zugetraut hätte? Gerade das war es ja, was sie so verstörte und in sich unsicher machte.

Es war nur gut, daß Justus den Kopf gesenkt hielt und nicht wahrnehmen konnte, wie sehr er Rina durch seine Worte in Verwirrung versetzt hatte.

Er schien nun selbst ganz verzagt worden zu sein, daß er Rina zu keiner Antwort bewegen konnte. „Anfangs ist es ja auch so mit dir gewesen, als wir noch jung verheiratet waren,“ sagte er gedrückt, „du gehörst wohl nicht zu den Frauen, die durch jeden Funken gleich in lichterlohen Brand zu setzen sind. Aber vielleicht erinnerst du dich an die Wallfahrt, die wir damals nach Mariazell miteinander gemacht haben . . .“

Mein Gott, was sagte Justus da? Woran mahnte er sie damit? Es war eine Frage, die Rina für einen Augenblick den Atem beraubte, so schicksalschwer erschien sie ihr. Sie neigte den Kopf und hauchte ein leises „Ja“, es war ihr erstes Wort, seit Justus zu fragen begonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

August Strindberg.

Zum 80. Gedenk-Geburtstage des Dichters am 22. Januar 1929.

Von Stephanie Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man zwanzig Jahre alt ist, hat man das Welträtsel gelöst; mit dreißig Jahren beginnt man darüber nachzudenken, und mit vierzig Jahren findet man es unlösbar. . . . Diese Erkenntnis, in der „Foltungersage“ niedergelegt, umreißt Strindbergs Weltanschauung klarer und deutlicher, als ein großes Essay es könnte. Dieser Dichter und Mensch, in dem von Anfang bis zum Ende alles Zweifelpast ist, alles Zerissenheit, dessen Dichtungen unermessliche Qual und ungebändigte Leidenschaft enthüllen, beweist in allen seinen Werken — in den autobiographischen so gut wie in den Romanen und Dramen — sein Wissen um die Unzulänglichkeit alles Menschlichen, und sein Leben und seine Arbeit sind steter Kampf, diese Unzulänglichkeit zu überwinden. Höchste Tragik ist hier das Wissen um das Vergebliche dieses Kampfes.

Selten spielen bei einem Dichter Geburt und Lebensumstände eine so ausschlaggebende Rolle wie bei Strindberg. Er selbst läßt sie zum Inhalt seiner Werke werden, er selbst verarbeitet sie intensiv nicht nur in seinen Autobiographien; seine Erlebnisse, seine Stellung zur Mutter und zu seinen Frauen, zu seinen Kindern, zu den Menschen bestimmen Form und Inhalt seiner Dramen und seiner fast pamphletistischen Romane. Er wurde in Stockholm als Sohn eines gerade bankrotten, dennoch über der Masse stehenden Mannes und einer aus den unteren Schichten des Volkes stammenden Frau geboren, und schon dieser äußerliche Zweifelpast zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben hindurch. Er liebt die Mutter und verehrt den Vater, und der einsame, sehr melancholische und sensible junge Mensch wird durch den frühen Tod der Mutter und die zweite Ehe des Vaters noch einsamer, noch grüblerischer. Er verschreibt sich schwarzem Pietismus, und auch als er sich von ihm wieder befreit hat, spielen Religiosität und religiöse Probleme eine wesentliche Rolle in seinem Schaffen.

Strindberg wird 23 Jahre alt, ehe er weiß, daß er schreiben muß. Er hat zuvor alles mögliche versucht: er hat Medizin studiert, Hauslehrerstellen angenommen, er besuchte ein chemisches Laboratorium, und er versuchte sich als Telegraphenbeamter und als Schauspieler. Im Jahre 1870 schon hatte er einen Einakter geschrieben: „Thorwaldsens erster Besuch in Rom“, der vom königlichen Theater in Stockholm gespielt wurde. Er und seine Freunde zweifeln an seinem Können. Er will das Dichten an den Nagel hängen. Alsdann wird er wieder Student. Im Jahre 1873 erst ist er so weit, zu wissen, daß er schreiben muß.

Nur, daß dieses Wissen ihm nicht Erlösung bringt und nicht den Bann von ihm nimmt, der von Kindheit an auf ihm lastet, der ihn sein Leben hindurch verfolgt, durch halb Europa hindurch, der aus jedem seiner Worte spricht und der ihn fast zu zerbrechen droht: dieser Mensch und Dichter Strindberg, der höchste Erkenntnis fähig wäre, dessen Geist bereit ist Erden schwere hinter sich zu lassen, ist dazu bestimmt, im Alltäglichen unterzugehen, ist verurteilt, von einer höllischen Ehe in die andere zu taumeln. Sein Leben wurde dadurch zur Verdammnis und fast zur Lächerlichkeit.

Aus allen Werken Strindbergs kommt ein leiser Verfallgeruch: überall tritt uns der überempfindliche, unglückliche, zweifelpaltige Mensch entgegen, der mit sich selbst ebenso unzufrieden ist wie mit seinem Schicksal und seinem Werk. Und immer wieder muß man Strindbergs Bekennermut bewundern, der sich nicht scheut, Innerstes preiszugeben, mit einer Freiheit, die manchmal fast abstoßend wirkt und dessen Geradheit und Wahrhaftigkeit verjöhnen und das Werk veredeln.

„Der Sohn einer Magd“, „Entwicklung einer Seele“ (beide 1886), „Die Beichte eines Loren“ (1888), „Inferno“ (1897/98), „Entweit“ (1902), „Einjam“ (1903) sind Strindbergs aufrichtigste Bekenntniswerke, sind die Bücher, in denen er die Phasen seines Lebens, die Tragödie seiner Geburt, seine Kämpfe um religiöse und allgemeine Ethik, die Hölle seiner Ehen schildert. Aber auch

in seinen Dramen, im „Totentanz“, im „Rausch“, in den „Gläubigern“, im „Vater“ in „Nach Damaskus“, in „Brandstätte“, in „Kameraden“, in „Das Band“ sind die Schicksale niedergelegt, durch die Strindberg sich auf seinem Kalvarienberg hat durchkämpfen müssen, sprechen Liebe und Haß, die sich in sein Leben einterben, in allen diesen Dramen spürt man alles Leid, das diesen Angekränkelten verfolgte. Dieser durch drei Ehen gehegte Mensch, der zu wissen meint, daß die Frau Unheil für den Mann bedeutet und Zusammenbruch, und der dennoch nicht loskommt von der Frau, der immer wieder lechzend nach ihr verlangt und der immer wieder an ihr zerbricht, dieser Mensch muß natürlich auch als Dichter immer wieder das Problem Mann und Frau erörtern. Und er enthüllt Bilder von schauerlicher, betäubender Tragik, von einer so verzweifelterten und eindringlichen Naturalistik, daß man wie zerschlagen ist, wenn man etwa nach dem „Totentanz“ oder dem „Vater“ von der Lektüre aufsteht oder das Theater verläßt.

Verföhnlicher und milder wird der Dichter in den „Jahresfestspielen“, obwohl auch hier „Advent“ kein frohes Weihnachtsfest ist, sondern die groteske und harte Befehung zweiter alter Sünder zum Guten, bei der der Dichter den „anderen“, den Satan, eine grausame und strafende Rolle spielen läßt. Weich und zart kommt der Dichter in „Opfern“, verstehend und durchgeistigt in dem dritten Stück dieser Reihe, in dem „ernsthaften Lustspiel“ „Mittsommer“. Abseits des Alltags, losgelöst von dumpfem, bedrückendem Erleben, stehen die Märchendramen „Die Kronbraut“ und „Schwanenweiß“, steht vor allem „Das Traumspiel“, dieses starke und reife Werk, diese Geschichte von Indras Tochter, die auf die Erde kommt, um die Menschen zu erlösen; die sieht, daß das unmöglich ist, die wohl weiß, daß „es schade ist um die Menschen“, daß man sie aber ihren Weg gehen lassen muß, durch Kampf und Qual hindurch, bis zur endlichen letzten Erlösung. In seinen Königsdramen und in den Regentendramen gibt Strindberg nicht etwa wie Shakespeare Zeitumrisse und genau geformte geschichtliche Bilder; auch die Helden dieser Dramen sind gequälte, leidvolle Menschen, sei es nun Gustav Wasa oder Erich XIV. oder die Königin Christine.

Zu den ersten erzählenden Werken Strindbergs gehört der Roman „Das rote Zimmer“, der durch seine rücksichtslose Sprache und dadurch, daß er bisher streng verheimlichte Gewohnheiten und Laster mit leidenschaftlicher Anklage aufdeckt, enormes Aufsehen in Schweden machte. Auch die „Schwedischen Schicksale und Abenteuer“ versuchen öffentliche Schäden aufzudecken, während die Ehegeschichten „Heiraten“ das unerlösbare Problem Strindbergs Mann und Frau behandeln. Die „Gotischen Zimmer“ sehen die Enthüllungen des „Roten Zimmers“ fort, ebenso rechnet Strindberg in den „Schwarzen Fahnen“ mit den Dingen des Lebens ab, von denen er abgestoßen wird. Die „Historischen Miniaturen“ und die „Schwedischen Miniaturen“ zeigen die tiefgründige Kenntnis des Dichters um historische Vorgänge und Gestalten.

Das Fazit dieses kämpfenden, ringenden, verbitterten Lebens zieht der Dichter in der „Geistesersonate“, und es magt in einen Aufsatz aus, in der Sehnsucht nach Erlösung und nach dem Jenseits, in der Sehnsucht nach der Schuldlosigkeit und in dem Wissen, daß der Mensch so sein muß, wie er ist, und daß keine Erkenntnis eines anderen ihm nützen kann.

Strindbergs Werk ist nicht in einem kurzen Umriß zu überblicken. Er ist nicht nur Erzähler und Dramatiker, er ist Wissenschaftler, Ethiker. Er hat sich mit der Goldmacherei intensiv beschäftigt und mit der Naturwissenschaft; er hat seine geschichtlichen Studien mit demselben verbissenen Eifer betrieben wie seine religionswissenschaftlichen. Sein Genie hat Werke geschaffen, die Vorbild sind und Erlebnis; Medizin für diejenigen, die das Leben nicht zu ertragen wissen, und Warnung für die, die es abzutun geneigt sind, als ein Nichts, an dem man leichtfertig vorübergeht.

Allerhand von Strindberg.

Strindberg und die Kugelgestalt der Erde.

(Nachdruck verboten.)

Strindberg zweifelte eine Zeitlang, daß die Erde rund sei. Er und Otto Erich Hartleben wollten in Berlin den Beweis hierfür nachprüfen, und zwar auf folgende, etwas primitive Weise: Sie kauften zu diesem edlen Zweck mitten in der Nacht von einem Budenweib einen — alten Besen. Hartleben sollte vom Panoptikum in der Friedrichstraße, wo Strindberg mit seinem Freund, dem Berliner Chirurgen Schleich — der dieses Erlebnis der Nachwelt überliefert hat —, sich aufgestellt hatten, bis zur Leipziger Straße gehen, sich hier auf die Mitte der Straße (!) stellen und den Besen zwecks Visierung senkrecht hoch halten. Strindberg und Schleich legten sich nun wirklich und wahrhaftig — Automobile gab es damals noch nicht — mitten auf die Straße (Friedrichstraße!). Kaum aber hatten sie zu visieren angefangen, als schon, begreiflicherweise, ein Schutzmann kam, entschieden

protestierte und die Straße für den Verkehr freizumachen verbot. Das war aber nicht so leicht, denn Strindberg und Schleich begannen dem Auge des Gesetzes zu erklären, daß sie durchaus nicht den ihnen zugemuteten verwerflichen Plan hätten, ausgerechnet mitten auf dem Pflaster der Friedrichstraße zu übernachten, sondern rein wissenschaftliche Absichten hätten. Inzwischen aber wurde dem nervösen Otto Erich an der Ecke Leipziger Straße die Sache „zu langweilig“, er streifte, und so kam es, daß die Theorie von der Kugelgestalt der Erde noch heute unerschütterlich weiterbesteht.

Strindberg sucht das Spiegelbild Europas auf dem Mond.

Strindberg interessierte sich auch sonst stark für Geographie. Eine Zeitlang ging er auf die Berliner Sternwarte und zeichnete

dort geduldig immer wieder die Mondreliefs durch das Fernrohr. Als ihn seine Freunde fragten, was er damit bezwecke, erklärte er allen Ernstes, er suche das Spiegelbild Europas. Worauf ihn Richard Dehmel, der Lyriker, berlinerisch-ironisch fragte, ob er schon den „Stiebel“ von Italien gefunden habe. Strindberg aber erklärte in allem Ernst, es sei für ihn noch lange nicht sicher, ob die Karte von Italien, welche dieses Land bekanntlich in Stiefelform darstellt, richtig sei. Er wollte „den Lithographen“ nicht recht glauben.

Es blieb aber auch in diesem Falle beim bloßen „Versuch mit untauglichen Mitteln“, und der italienische „Stiebel“ gilt noch heute.

Wenn Strindberg schlechter Laune war . . .

Daß mit Strindberg, wenn ihn die „Tüde des Objekts“ ärgerte, nicht gut Kirshen essen war, kann man sich denken. Einst wollte er den Schwefel, den er nicht für ein selbständiges Element, sondern für ein zusammengesetztes fossiles Harz hielt, „zerlegen“. Aber der Rader von Schwefel bockte. Nichts war ihm recht, auf alles schimpfte er: das Bier erklärte er für gefälscht, das Eisen für „ausgetrocknetes Schweinefutter“; der Fisch sei ein Schlammfisch, die Fischer hätten ihn mit ihren geteerten Stiefeln getreten (!), ehe er in die Pfanne kam. In diesem anmutigen Stil ging es weiter, wie sein Biograph Adolf Paul berichtet. Sogar die Seebäder „rochen nach verfaultem Tang“, waren unsauber, daß man sie nicht zum Baden brauchen könne, und so weiter.

Es dauerte dann immer eine geraume Zeit, bis er wieder nett wurde.

Strindberg macht Gold.

In seinen späteren Jahren wurde Strindberg Alchimist. Eines Tages zeigte er seinen Freunden triumphierend ein Metallblättchen, von dem er allen Ernstes behauptete, es sei selbstgemachtes Gold. Man untersuchte es; aber es war eben doch nur Kupfer. Als man ihm dies mitteilte, gab er aber noch lange nicht nach, sondern behauptete in seinem klassischen Eigensinn, wenn es auch nicht Gold sei, so sei es doch wenigstens eine Zwischenstufe zwischen Gold und Kupfer, denn man könne ein Metall in ein anderes verwandeln. Man lachte damals und hielt Strindberg für einen Narren. Aber bald verging den Spöttern das Lachen, denn schon einige Jahre später entdeckte Curie das Radium, mit dessen Hilfe man zwar nicht Gold machen, wohl aber feststellen konnte, daß dieses selbst unter Umständen sich in ein anderes Metall verwandelte. Strindberg, der „Dilettant“, hatte es dichterisch vorausgesehen, wie Jules Verne das Unterseeboot . . .

Strindberg und Weininger.

So eigensinnig und stolz Strindberg auch war, so erkannte er die Größe anderer immer gern und neidlos an. Als Weininger sein klassisches Buch „Geschlecht und Charakter“ geschrieben hatte, äußerte Strindberg in einem Brief an ihn: „Ich habe das Alphabet gestammelt, Du aber hast das Lied gesungen.“

Strindberg fotografiert.

Als Strindberg in Berlin wohnte, interessierte er sich sehr für das Photographieren. Er wollte nicht nur die Farbenphotographie erfinden, sondern Berufsphotograph werden; von der Schriftstellerei konnte er auch nicht leben. Also richtig richtete er sich eine Küche als Dunkelkammer ein und fing mit dem Photographieren an. Von den gewöhnlichen Photographenapparaten wollte aber dieser klassische Diktator durchaus nichts wissen, sondern er baute sich selbst eine Nochtamera (also ohne Glaslinse) aus einer Zigarettenliste und Pappe. Aber auch die „offizielle“ Expositionszeit paßte ihm nicht. Er exponierte mindestens dreißig Sekunden, um „psychologische“ Porträts zu schaffen.

Schließlich kehrte er aber doch reuig wieder, wie immer, zur Dichtkunst zurück.

Wie sah Strindberg aus?

Adolph Paul und Schleich beschreiben ihn folgendermaßen: Er hatte eine stattliche Figur, seine Brust war breit, die Kopfhaltung aufrecht und stolz, seine Bewegungen waren ruhig und bedächtig, seine Stimme tief. Er schnitt sich selbst die Haare und brannte den Schnurrbart mit einem Zirkel, den er an der Kerze heiß machte. Der Blick aus seinen blaugrauen Augen war manchmal drohend, seine Stimme in solchen Fällen „diskret befehlend“, sein Mund war auffallend klein, aber meist ironisch gespielt. Kurz; in seinem Äußern war an Widersprüchen eben so wenig Mangel wie in seinem sonstigen Wesen. Dr. B. . . . r.

Aus unserem Raritätenkasten.

Der Riesenhai und der Sägefisch sind dem Menschen nicht gefährlich; das Gebiß des ersteren besteht nur aus kleinen Zähnen, und die Säge des letzteren dient nicht als Waffe, sondern zum Abreißen von Tang und zum Aufwühlen des Bodens, um die hier lebenden Kleintiere zu erhalten.

Auf einer Fläche, die dem Bodensee an Größe entspricht (539 Quadratkilometer), könnte man bequem die gesamte Menschheit der Erde (1700 Millionen) nebeneinander aufstellen.

492.

Der Kalkstein läßt sich leicht erkennen, wenn man verdünnte Salzsäure auf ihn bringt; dann findet nämlich ein Aufbrausen, Schäumen statt. Auch der Kalkgehalt des Lockerbodens läßt sich auf diese Weise nachweisen.

493.

Die Sonnenflecke sind hinsichtlich ihrer Größe an eine periodische Zeit von elfjähriger Dauer gebunden. Ihre Größe sowohl wie auch ihre Zahl steigt von einem Minimum herauf zu einem Maximum, um dann zu ersterem wieder herabzusteigen.

494.

Bei allen Planeten — außer Merkur und Venus — kommen Nebenplaneten oder Monde als Begleiter vor. Die Abstände der Trabanten vom Hauptplaneten schwanken zwischen 900 und 3½ Millionen Kilometern.

495.

96 Prozent aller Kohle wird nördlich des Äquators gewonnen.

496.

Zu einer Uhr gehören etwa 100 einzelne Teile.

497.

In Neapel werden Fingerhüte aus Lava benutzt.

498.

Der menschliche Körper verdunstet täglich 900 Gramm, also beinahe 1 Liter Wasser.

499.

In Persien werfen sich vornehme Damen bei gesellschaftlichen Besuchen zur Begrüßung Rosen zu.

500.

Die Zisternen von Gibraltar fassen 60 000 Tonnen Wasser.

501.

Ein Pfund getrockneter Chochenille enthält etwa 70 000 Insekten.

502.

Die weißen indischen Büffel richtete man früher zu Wettkämpfen ab.

503.

Die noch erhaltene eiserne Hand des Götz von Berlichingen wiegt drei Pfund.

504.

Wenn man ein Weinblatt in eine verkehrte Stellung bringt, dreht es sich innerhalb 48 Stunden wieder in seine frühere Lage zurück.

505.

Mikroskopisch kleine Lebewesen, die Purpurbakterien, geben manden stehenden Gewässern eine rötliche Färbung. Grüne Farbtöne dagegen werden durch die Spaltalgen veranlaßt.

506.

Die ältesten Steinzeitmenschen verstanden noch nicht, sich ein künstliches Obdach herzustellen. Sie waren Höhlenbewohner, und aus zahlreichen Höhlen hat man wertvolle, urgeschichtliche Fundstücke ans Licht gezogen. Diese Funde enthielten unter anderem Reste von Höhlenbären, von der Höhlenhyäne, von Höhlenpanther, vom Mammut, Urochsen, Nashorn usw. und gaben Kunde von den Tieren, die die Zeitgenossen des Altsteinmenschen waren.

507.

Die schwärzeste aller Brotarten ist das Paltbrot der Lappländer, eine Art Roggenbrot.

508.

Die Kohlenlager Amerikas sind zwanzigmal so groß als die Englands.

509.

Die Beduinen können sich über die engste, etwa 20 Kilometer breite Stelle des Roten Meeres hinweg durch Zuruße verständigen.

510.

Die Früchte, von denen der Südländer lebt, enthalten im frischen Zustande nicht über 12 Prozent Kohlenstoff, während der Speck und Tran des Polarländers 66 vom Hundert Kohlenstoff enthalten.

511.

Papst Bonifaz VIII. umgab die päpstliche Tiara mit einer zweiten Krone.

Fröhliche Ecke.

Die Statsüberschreitung. In der Familie eines gediegenen Bürgers in B. waren Zwillinge angekommen. Ein guter Freund gratuliert dem Vater; er habe übrigens die Geburt der Zwillinge vorausgesehen. „Du bist ja Mitglied des Stadtrats, und der Stadtrat überschreitet immer den Voranschlag.“ („Simpliz.“)

Ein Bedant. Möhring begrüßt Zapf: „Ein gesegnetes neues Jahr, Herr Zapf!“ — „Danke!“ sagte Zapf kurz. Und setzt hinzu: „Frische Luft heute, was?“ — Möhring gefällt das nicht. Er wiederholt: „Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes neues Jahr, Herr Zapf!“ — „Na ja, danke!“ nickt Zapf. „Angenehmes Spazierwetter, nicht wahr?“ — Möhring ist beleidigt. „Erlauben Sie mal, Herr Zapf: wenn ich Ihnen ein gesegnetes neues Jahr wünsche — na, dann können Sie sich wohl auch zu einem Wunsch aufschwingen.“ — Zapf bleibt kühl. „Aber bitte: ich habe alle Neujahrswünsche abgelöst.“ („Fl. Bl. u. Weggend. Bl.“)

Der Dritte. Der Herr Oberförster erzählt: „Also ich stehe dem Wilderer gegenüber. Aug' in Auge. Einer muß daran glauben.“ — Der Zuhörer spricht: „Und das soll ich sein.“ („Fl. Bl. u. Weggend. Bl.“)